

die im Maßstab 1 : 500000 der „handleiding“ beigegeben ist. Sie hat, das ist sehr zu begrüßen, bereits das Gradsystem von Wenkers Atlas übernommen; sehr wesentlich ist, dass es Verkleinerungen der hier beigegebenen Karte gibt, im Maßstab 1 : 1000000, d. h. im Maßstab der handschriftlich in Marburg liegenden Karten des Wenkerschen Atlases. Dass man auch weiter im Aeusseren Rücksicht nehme auf die anschliessenden deutschen Gebiete und damit die Zusammenarbeit erleichtere, das ist mit Th. Frings, *Teuthonista* 2, zu wünschen.

Giessen.

Friedrich Maurer.

Travaux du cercle linguistique de Prague. I. Prag, Jednoba česko-slovenských matematika a fysika. 1929. 244. S. 8.

Die vorliegenden „mélanges linguistiques“ sind dem ersten slawischen Philologenkongress als Widmung dargebracht. Ihre Eigenart besteht darin, dass sie nur in geringem Maße einer einzelnen Sprache, dem Czechischen oder gar einer einzelnen Spracherscheiung gewidmet sind. Es handelt sich insbesondere um die Aufgaben der Sprachwissenschaft, um ihre Methoden, um Geschehnisse des frühesten Sprachwerdens. Ich hebe hervor die einleitenden Thesen: *problèmes de méthode découlant de la conception de la langue comme système*, den Aufsatz von Trnka: *Méthode de comparaison analytique et grammairale comparée historique*, die Abhandlung von Slotty: *Wortart und Wortsinn*. Ein Grundgedanke der Prager Herrn ist es, dass „la langue est un système de moyens d'expressions appropriés à un but. On ne peut comprendre aucun fait de langue sans avoir égard au système auquel il appartient.“ In der eingeschränkten Anwendung auf die Laute wird sich dieser Satz als Aufgabe hören lassen; er berührt sich dann mit Gedanken, die vor langer Zeit Friedr. Kauffmann ausgesprochen hat. Aber als ganz allgemeiner Grundsatz leidet er an bedenklichen Schwächen.

Ich möchte das Kunststück sehen, wie man etwa in einer deutschen Spracheinheit eine beliebige Lauterscheiung mit der Erscheinung der Klammerformen (*Oelberg* für *Oelbaumberg*) und dem Gesetz der wachsenden Glieder auf einen Nenner bringt. Es wird ganz vergessen, dass ein und dieselbe Erscheinung zu verschiedenen Zeiten, an den verschiedensten Punkten auftritt und somit kein Glied eines bestimmten Einzelsystems sein kann.

Der Erfassung eines zeitlich einheitlichen Systems dient die *méthode synchronique*, die der geschichtlichen Betrachtung, der *méthode diachronique*, gegenübersteht. Und zwar liegt ein starker Nachdruck auf der *méthode synchronique*, gegenüber den „Irrtümern“ der Junggrammatiker, von denen sogar behauptet wird, dass sie „condamnaient la comparaison analytique de langues non apparentées entre elles.“ Mir ist von einem solchen Verdammungsurteil der Junggrammatiker nichts bekannt; wenn sie im allgemeinen von der Vergleichung unverwandter Sprachen absahen, so geschah es, weil sie erst im eigenen Hause Ordnung schaffen wollten, ehe sie sich um die ungeräumten Zimmer des Nachbarhauses kümmerten. Ich selber aber habe schon 1878 in meiner Habilitationsschrift das Hebräische zur Erläuterung der Personenverschiebung herangezogen und habe dann später die sprachliche Erscheinung der Wiederholung durch Europa und Asien hindurch verfolgt.

Ueberhaupt: wenn die Vergleichung unverwandter Sprachen verlangt wird, so gewinnt es den Anschein, als

ob damit etwas ganz Neues gefordert werde. Aber man braucht nur die Namen Steinthal, Misteli, Finck, P. Schmidt zu nennen, um zu erkennen, dass das keineswegs neue Weisheit ist. Und wenn als Aufgabe der Vergleichung unverwandter Sprachen die Vergleichung ihrer Systeme hingestellt wird, so zeigen die Arbeiten von Oel im *Anthropos* und jetzt in der *Leo-Zeitschrift* über primitiv-parallele Wortschöpfung, dass auch ganz andere Fragen, z. B. die Fragen der Wortschöpfung, durch die Vergleichung unverwandter Sprachen gefördert werden können. Neuerdings hat Ebeloff erwiesen, dass das von mir aufgedeckte Gesetz der wachsenden Glieder auch im Assyrisch-Babylonischen seine Geltung hat (*Leipziger Semitische Studien* VI, 3).

Mit Vergnügen lese ich in den „Thèses“ den Satz: *l'existence autonome du mot est chose tout-à-fait évidente*, eine Lehre, die neuerdings Weisgerber in seiner Schrift über Muttersprache und Geistesbildung eindrucksvoll begründet hat, gegenüber der Behauptung, dass der Satz das ursprünglich Bestehende, das Wort nur eine Abstraktion sei.

Interessant ist bei Slotty die Unterscheidung von „Meinung“ und „Bedeutung“ eines Wortes. Die „Meinung“ gibt nur an, welche Grösse mit der bestimmten Lautgruppe, z. B. mit *Schlucht* gemeint ist, die „Bedeutung“ erläutert die Vorstellung, die der Meinung zugrunde liegt, also z. B. bei „Einsenkung“, d. h. bei Wörtern, die für den Gebraucher etymologisch klar sind. Slotty vertritt die Anschauung, dass bei der Bedeutungsentwicklung das Wesen des Vorgangs darin bestehe, dass eine Nebenvorstellung zur Hauptvorstellung werde. Ob man deshalb berechtigt ist, die Bedeutungsentwicklung überhaupt zu leugnen, ist mir sehr zweifelhaft. Schon deshalb, weil es auch das Umgekehrte gibt, wo die Hauptvorstellung auf die Nebenvorstellung eingeschränkt wird: so bedeutet etwa in Basel *jemand versorgen* ihn in einer Anstalt unterbringen.

Gegen zwei Behauptungen von Slotty muss ich mich nachdrücklich verwahren. Er behauptet (S. 98): „es ist bekannt, dass das igm. Verbum im Hauptsatze meist Endstellung hatte.“ Dieses bekanntlich ist bekanntlich falsch, hat vor vielen Jahren einmal Gustav Krüger gesagt. Ich habe in der *Zs. f. vergl. Sprachforschung* 56, 276 gezeigt, dass die eigentliche Normalstellung des Verbs im igm. Hauptsatze die Mittelstellung, d. h. die Zweitstellung ist. Ebenso wenig kann ich mich der nach Slotty allgemein anerkannten Behauptung anschliessen, dass die Normalstellung des Subjekts die am Satzeingang sei. Das gilt nur für Sätze, denen schlechterdings nichts vorausgeht, weder in ausgesprochenen Worten, noch in stillschweigenden Voraussetzungen¹. In der Regel aber steht der Satz im Zusammenhang mit vorausgehenden Sätzen und ist durch diesen Zusammenhang in seiner Wortstellung bedingt; es ist also ganz sinnlos, einfach mechanisch die Fälle zu zählen, wo das Subjekt am Eingang des Satzes steht; vgl. *Zs. f. Deutschk.* 1920, 84.

Giessen.

O. Behaghel.

Halldór Hermannsson, Two Cartographers. Guðbrandur Thorláksson and Þórdur Thorláksson. Ithaca New York 1926. — *Islandica* Bd. 17. 44 S. 7 Karten.

Der Gelehrte und Islandfreund, dem wir schon so manche schöne Belehrung über das mittelalterliche Island

¹ Und hier nicht wie einmal durchaus: Hauff, *Lichtenstein* 50 (Kapitelanfang): „Nach den ersten trüben Tagen des März 1519 war endlich ein freundlicher Morgen über Ulm aufgegangen.“ Und so öfters im Beginn von Abschnitten.